Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 83 (1942)

Artikel: Ein nettes Spiel
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Komposition hätte mildern können. Ein „Schreckbild" aber konnte und wollte das Schnitzwerk schon deshalb nicht sein, weil es das lieblichste aller menschlichen und christlichen Themen: die Mutter mit dem Kinde darstellt.

Die sitzende Figur der Siegbringenden Mutter ist so recht das Lieblingsbild des 11. und 12. Jahrhunderts geworden, besonders bei den Völkern des Nordens. Ihnen galt ja das Sitzen von jeher als Zeichen der Hoheit. Daher haben sie noch lange neugewählte Könige, Bischöfe und Aebte an ihrem Weihetag auf den Altar gesetzt. Daraus entwickelte sich der Brauch, Marienstatuen so auf Säulen oder in Nischen hinter und über den Altären anzubringen, daß sie den Eindruck erweckten, sie stünden auf dem Altartisch selbst. Erst die Gotik (13.—15. Jh.) mit ihrer Verbürgerlichung alles Göttlichen hat es gewagt, die Heiligenbilder auf die geweihte Mensa selbst zu stellen, die vorher nur die heiligen Gefäße, Evangelienbuch und Reliquien trug.

So thronte die Siegbringende Muttergottes von Buochs in ihrem leuchtendroten Königsmantel und mit ihrem güldenen Diadem Jahrhunderte lang in der feierlichen Stille ihres kleinen Heiligtums. Sie lächelte dem Guten, mahnte den Sünder, half dem Hilfesuchenden siegreich über Sünde und Not. Allmählich aber wurde der tiefere Sinn ihrer herben Schönheit nicht mehr verstanden. Man wollte aus ihr ein „zeitgemäßeres" Marienbild, eine prunkvolle Barockdame machen. So schlug man den heiligen Zwei die Arme und das bescheidene Zackendiadem ab, kleidete sie in den goldstrotzenden Fürstenmantel des Barock und krönte sie mit Kronen aus blinkendem Metall. Weil die Statue aber auch so den neuen Zeitgeist nicht befriedigte, wurde sie 1687 durch das Bild der „Weißen Muttergottes" ersetzt und versank, scheinbar für immer, in der Vergessenheit.

Wir aber freuen uns, daß das älteste Marienbild Nidwaldens wiedergefunden wurde. Es ist uns — wie selten eines — teuer, weil es uns Einblick gewährt in die Denkweise der christlichen Frühzeit unseres Landes. Und ehrwürdig, weil vor ihm unsere Ahnen über ein halbes Jahrtausend lang gebetet haben. Und wenn sich edle Spender finden, wird es eines Tages erneuert thronen in seinem alten Heiligtum.

Dr. F. Marbach.

Ein nettes Spiel

Von M.

Schon seit drei Stunden schlich er um die Villa herum. Er hatte Geduld, denn das gehörte zu seinem Beruf. Er hatte gewartet, bis der Herr und die Frau das Haus verlassen hatten, er hatte gesehen, wie das Mädchen fortgegangen war und mit Genugtuung hatte er bemerkt, daß sie den Hund mitgenommen hatten. Er liebte Hunde nicht und das war kein Wunder. Seine letzte Versorgung auf öffentliche Kosten verdankte er so einem Vieh, das gerade im unrechten Augenblick zu bellen begonnen hatte. Seither liebt er Hunde nicht und ging ihnen tunlichst aus dem Wege.

Menschenleer und wie ausgestorben lag die Villa da.

Es war ein Sonntagsnachmittag und kein Mensch war auf der Straße. Er war ein guter Turner, denn auch das gehörte zu seinem anstrengenden Beruf und mit einem Satz hatte er den Gartenzaun übersprungen. Alles war still. Leise und geräuschlos schritt er weiter, kein Laut war zu hören. Nicht umsonst hatte er gewartet — er war allein. Mit einem Dietrich öffnete er die Türe und stand im Vorzimmer, in welches eine Anzahl Türen mündeten. Geräuschlos wie eine Katze schlich er weiter. Soeben öffnete er die

Tür in das Speisezimmer, als eine kleine dünne Stimme hinter ihm sagte: „Guten Tag."

Er hatte gute Nerven und war an allerhand gewöhnt. Bei seinem Beruf riskierte man es immer, daß im unrichtigen Augenblicke eine tiefe Stimme „Hände hoch" oder sonst etwas Unliebenswürdiges sagte, oh, daran war er gewöhnt und nicht umsonst trug er einen Revolver bei sich. Er war gewohnt mit tiefen Stimmen fertig zu werden. Noch nie aber war es ihm passiert, daß eine ganz dünne, leise Stimme ihm guten Tag gesagt hätte; er war erstaunt und wandte sich um. Vor ihm stand ein kleines Mädchen, vielleicht sechs Jahre alt, mit einer Puppe im Arm, die ihn ernst und nachdenklich aus ihren großen blauen Augen ansah.

Er war verlegen. Denn er wußte zwar genau, was man mit Polizisten macht, die einen bei der Arbeit stören, er wußte auch, wie man den Eigentümer eines Hauses zur Ruhe bringt, und wie man Hunde zum Schweigen veranlaßt, was man aber mit einem Mädchen mit blauen Augen macht, welches „guten Tag" sagt, das wußte er wirklich nicht. Er war erstaunt und überlegte.

„Ich heiße Luise und das ist meine Puppe Anna," stellte die Kleine ruhig vor, und aus purer Verlegenheit machte er eine linkische Verbeugung.

„Wie heißt Du?" wollte die Kleine wissen und erinnerte ihn damit, daß ein Kavalier die Pflicht hat, eine Vorstellung zu erwidern.

„Ich heiße Anton," entgegnete er und ärgerte sich im gleichen Augenblick, daß ihm kein schönerer Name eingefallen war. Verlegen streckte er der kleinen Patschhand, die sie ihm darbot, seine rote, schwielige Pranke entgegen.

„Oh, ich weiß" plauderte die Kleine weiter. „Papa hat dich eingeladen, aber leider," setzte sie altklug fort, so wie sie es von Großen gehört hatte, „sind meine Eltern ausgegangen."

„Bist du ganz allein, Luise," fragte er mit Interesse, denn ihm war eine glänzende Idee gekommen.

„Ja," entgegnete sie, „ich bin ganz allein, auch Bella ist mit Karo fort und sie kommt nicht vor dem Abendessen wieder.

Eine Verlegenheitspause entstand.

„Willst du nicht mit mir spielen?" wollte die Kleine wissen, „die Eltern kommen nicht so bald zurück."

„Verrücktes, kleines Ding," brummte er vor sich hin, „eben deshalb bin ich wohl gekommen?"

„Spielen wir Besuch," schlug die Kleine vor, ich bin Mama und du bist der Besuch," und vor Begeisterung klatschte sie in die Pfötchen.

„Wie macht man das," wollte er wissen und überlegte, was er eigentlich mit dieser närrischen kleinen Person beginnen sollte.

„Oh, sehr einfach," erklärte die Kleine. „Du mußt sagen: „Grüß Gott, liebe Frau, wie befinden Sie sich?" Dann sage ich: Oh, danke, nehmen Sie Platz, bedienen Sie sich, greifen Sie zu, genieren Sie sich nicht," und du mußt essen.

„Das ist ein sehr vernünftiges Spiel," gab er zu, denn sein Magen krachte sehr deutlich und sofort begrüßte er sie, so wie es sich gehörte: „Grüß Gott, liebe Frau, wie geht es Ihnen?"

Die Kleine war Feuer und Flamme für das Spiel. Wie sie es bei Erwachsenen gesehen hatte, nötigte sie ihn, weiterzutreten, Platz zu nehmen und einen Augenblick später stand ein leerer Teller vor ihm. „Bitte, greifen Sie doch zu, genieren Sie sich nicht," forderte ihn die „gnädige Frau" auf, von den Phantasiespeisen zu sich zu nehmen.

„Dumme Gans," knurrte er, „es ist doch gar nichts da."

„Das macht nichts," erklärte sie, „wir spielen doch bloß."

„Es ist viel schöner, wenn man mit wirklichen Speisen spielt," entgegnete er, „ich spiele immer so."

Das leuchtete der kleinen Dame ein, und einige Augenblicke später häuften sich auf seinem Teller Schinken, kaltes Fleisch, Eier und Käse, kurz, was das Herz begehrte. Während die Kleine das Spiel ernsthaft fortsetzte und mit ihm über das Wetter sprach, auf die Köchin schimpfte, weil der

Braten angebrannt war, kurz sich so benahm, wie sie es bei Mutti gesehen hatte, stopfte er in sich hinein, was Platz hatte.

„Bitte, greifen Sie doch zu, genieren Sie sich nicht," sagte die Gastgeberin, und er entgegnete: „Dumme Gans, ich bin so vollgefressen, daß ich nicht mehr schnaufen kann."

Das Mädchen war ein wenig aus dem Konzept gebracht, dann befahl sie energisch: „Das ist falsch, du mußt sagen: Ich danke schön, gnädige Frau, es war ausgezeichnet." Er aber hatte von dem Spiel genug und dachte über ein neues nach.

„Jetzt spielen wir Einkaufen," sagte er endlich. „Du bist ein Goldschmied und ich bin dein Papa und kaufe für Mutti ein."

„Fein," jauchzte die Kleine, so schön hatte sie noch nie gespielt, ihr neuer Freund hatte aber auch ganz reizende Ideen.

„Du mußt Muttis Goldsachen und ihren Schmuck holen," befahl er, „sonst ist das Spiel wieder nicht echt." Freudestrahlend lief sie davon, man hörte sie im Nebenzimmer kramen und dann kam sie zurück, in beiden Händen Etuis mit Schmuck haltend. „Muttis Schmuck liegt immer im Wäschekasten," erklärte sie, und er freute sich, denn sonst dauerte es oft Stunden, bis man so etwas fand. Sie war der Goldschmied und er war Papa und sie verkaufte ihm den ganzen Schmuck und er bezahlte mit lauter glänzenden Nickelmünzen, so viele hatte sie noch nie auf einmal gehabt.

„Und jetzt spielen wir Verstecken," entschied er, als das Spiel zu Ende war.

Während sich seine Freundin versteckte, stattete er noch rasch dem Silberkasten einen Anstandsbesuch ab, und nachdem er das Besteck und ein paar silberne Geräte zu dem Schmuck dazu gepackt hatte, wollte er sich entfernen. Er hatte das Gefühl, daß er lange genug geblieben war, denn er hielt viel auf Anstand.

In diesem Augenblick erschien seine Freundin. „Das ist langweilig," entschied sie, „ich will mich nicht verstecken, versteck du dich, meine Puppe soll dich suchen."

„Auch recht," brummte er, denn er war ein galanter Mann und wiedersprach Damen nur dann, wenn es unbedingt sein mußte, dann aber energisch. Warum hätte er Luise widersprechen sollen? Er hatte sich satt gegessen, hatte für 3000 Franken Juwelen „gekauft" und auch das Silberzeug war nicht ohne. Gewiß, er würde sich verstecken und während ihn die Puppe suchte, verschwinden.

„Hier hinein," befahl die Kleine und schob ihn in einen dunklen Raum, der offenbar als Gerümpelkammer diente. Dann schloß sie die Tür. Es machte nur so ganz leicht schnapp und dann war es geschehen. Er tastete sich in der Dunkelheit zur Tür und rüttelte an ihr, doch vergebens. „Was ist das?" schrie er hinaus, und eine weinende Stimme erwiderte: „Das Schloß ist zugeschnappt."

„Wirst du sofort aufmachen," brüllte er und eine schluchzende Stimme jammerte: „Ich kann das Schloß nicht aufbekommen."

Sein Toben half nichts, Luise war wirklich zu schwach, und das Schloß muß rostig gewesen sein. Luise aber war eine gute Freundin, sie lief sofort zum Nachbarn und erzählte ihm von ihrem Unglück. Der kam auch sofort, um den Gast zu befreien, allerdings nicht allein, denn Luise hatte ihm alles erzählt.

Sie kann heute noch nicht verstehen, warum der Nachbar mit zwei Polizisten und einem Hund kam. Konnte der starke Mann wirklich nicht allein das Schloß aufmachen, so verrostet war es doch nicht?

Unsere Freiheit ist nicht mit Jammern oder Lärmen erworben worden.

Männer mit Mut und Opferfreude haben sie erstritten.